

Kein Grund, sich zu schämen, Prometheus!

ChatGPT, Buchkultur 2.0 und die überholte Kompetenzorientierung

Johannes Odendahl

1. Einleitung: Buchkultur mit ungewissen Zukunftsaussichten

Buchkulturen. Geschichte und Gegenwart lautete der Titel der Ringvorlesung, in deren Rahmen auch der hier verschriftlichte Vortrag gehalten wurde. Wie steht es aber um die *Zukunft* von Buchkulturen, oder, pauschaler gesprochen, um die *Zukunft der Buchkultur*? Befragt man daraufhin neuere deutschdidaktische Publikationen, könnte die Antwort lauten: nicht allzu gut. Nicht wenige Deutsch- und speziell Mediendidaktiker nämlich halten die Buchkultur für obsolet und mittlerweile abgelöst durch eine *Kultur der Digitalität*¹ respektive durch „eine posttypographische Kultur“.² Philippe Wampfler erklärt Buch- und digitale Kultur zu strikten Gegenbegriffen („Deutschdidaktische Denkmuster und Argumentationen beziehen sich entweder auf Buchkultur oder auf die Kultur der Digitalität“³) und plädiert dafür, die deutschdidaktische „Verhaftung im Primat der Buchkultur“ zugunsten einer umfassenden „Medienbildung“⁴ zu überwinden; Felix Böhm und Olaf Gätje räumen zwar, weniger apodiktisch, ein, „dass der Abschluss der Ära der monomedialen Buchkultur nicht einfach das Ende des Buches und schriftlicher Wissenschaftskommunikation bedeutet“,⁵ geben aber doch zu bedenken,

1 Stalder, Felix: *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp 2016.

2 Böhm, Felix u. Olaf Gätje: Literalität und das gesellschaftlich handlungsfähige Subjekt in der posttypographischen Kultur. In: *Leseräume. Zeitschrift für Literalität in Schule und Forschung* 9 (2023), S. 1–19, hier S. 1, mit Rückgriff auf eine Begriffsprägung von Giesecke, Michael: Auf der Suche nach posttypographischen Bildungsidealen. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 51/1 (2005), S. 14–29. <https://doi.org/10.25656/01:4737> (07.11.2025).

3 Wampfler, Philippe: Medienbildung in den Mittelpunkt stellen – Deutschdidaktik und die Herausforderung der Digitalität. In: *DIDEU* 54 (2023), S. 57. <https://doi.org/10.21248/dideu.661> (07.11.2025).

4 Ebd.

5 Böhm u. Gätje 2023 (Anm. 2), S. 15.

dass die Verfolgung eines Bildungsideals, welches sich an einer vergangenen, im schlimmsten Fall nur noch simulierten Kultur mit dem Buch als Leitmedium ausrichtet, die Herausforderungen und Möglichkeiten einer posttypographischen und damit stets auch digitalisierten Gesellschaft verfehlen muss.⁶

Übrigens scheint durch Felix Stalders breit rezipierte Arbeit eine *Kultur der Digitalität* in ihren Grundzügen theoretisch weit genauer ausbuchstabiert zu sein als dasjenige, was hier ‚Buchkultur‘ genannt und als solche vor allem als ablösungsbedürftig und überholt dargestellt wird. Klar ist, dass der grundlegende Wandel von einer – darf man so sagen? – ‚Kultur der Analogität‘⁷ zu einer solchen der Digitalität keineswegs nur die mediale Oberfläche betrifft, etwa die Frage, ob ein Text gedruckt vorliegt oder am Bildschirm gelesen wird. Betroffen sind vielmehr in grundlegender Weise die Produktion und Rezeption, die Faktur und Struktur von Texten und Kommunikaten. So verweisen Böhm und Gätje⁸ auf die potentielle Multimodalität digitaler Texte, welche beispielsweise Bild- und Filmelemente ohne Weiteres integrieren können, oder auf das partizipative Moment einer ‚produktiven‘ Textrezeption, bei der durch das selbstständige Verfolgen von Hyperlinks eigene Wege durch digitale Zeichenkomplexe verfolgt und dabei immer neue Texte generiert werden können⁹ – von partizipativen Wegen der Textproduktion im Web 2.0 nicht zu reden.

Prekär wird dabei nicht zuletzt das an eine ‚Buchkultur‘ gebundene Konzept der Autorschaft.¹⁰ Wenn im Sinne von Stalders *Gemeinschaftlichkeit* viele Personen an je neuen Textgestalten mitwirken; wenn es vor allem häufig gar nicht mehr ‚Personen‘, sondern Chatbots und große Sprachprogramme wie ChatGPT sind, die Texte generieren, d.h.: die aus einem riesigen Fundus von digital hinterlegten Kommunikaten schöpfen und durch Rekombination neue, bedeutungsvolle Texte generieren (in Stalders Terminologie gesprochen: algorithmengesteuert und referenzierend Sinn erzeugen); wenn dies schließlich auch für literarische Texte wie Erzählungen und Romane gilt, die, hervorgerufen durch Künstliche Intelligenz, irgendwann in ihrer Qualität und Wirkmacht nicht mehr von menschengemachten Kunstwerken zu unterscheiden sind: dann stellt sich die Frage, was das für das mögliche Fortbestehen

6 Ebd. S. 3.

7 Odendahl, Johannes: Kultur der Analogität. Für eine sprachlich-mentale Bewegungserziehung in einer digitalisierten Gesellschaft. In: Krammer, Stefan, Matthias Leichtfried u. Markus Pissarek (Hgg.): *Deutschunterricht im Zeichen der Digitalisierung*. Innsbruck, Wien: Studien Verlag 2021, S. 219–233.

8 Böhm u. Gätje 2023 (Anm. 2), S. 5ff.

9 Vgl. ebd. S. 7

10 Vgl. Bajohr, Hannes: Autorschaft und Künstliche Intelligenz. In: Stephanie Catani (Hg.): *Handbuch Künstliche Intelligenz und die Künste*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2024, S. 265–280. <https://doi.org/10.1515/9783110656978-016> (07.11.2025).

einer literarischen, human verfassten ‚Buchkultur‘, wie wir sie kennen, und auch für einen darauf bezogenen Literaturunterricht bedeutet.

2. Künstliche Intelligenz als Künstlerische Intelligenz?

Nun könnte man sich auf den Standpunkt stellen, es sei im Grunde einerlei, ob ein gut gemachter Roman oder ein hochkomplexes Gedicht von einem Menschen oder einer Maschine verfasst wurde; desto besser, so ließe sich sagen, wenn uns der Apparat mit anspruchsvoller Kunst versorgt, denn das verspricht unbegrenzten, vielleicht nie gekannten Kunstgenuss. Psychologisch liegen die Dinge aber nicht ganz so einfach; Menschen halten traditionell viel von sich als Gattungswesen und ziehen ihren Stolz und ihr Selbstbewusstsein nicht zuletzt aus ihren Errungenschaften im künstlerischen Bereich, auch wenn sie selbst im Einzelnen natürlich weder Tolstois *Anna Karenina* noch Bachs *Wohltemperiertes Klavier* verfasst haben. In dem Moment aber, wo eine Bild-Erstellungsoftware zu malen, eine KI zu komponieren oder eben ein Sprachmodell wie ChatGPT zu dichten beginnt, greift ein Phänomen, das sich als narzisstische Kränkung kennzeichnen ließe und das in seiner Tragweite nicht zu unterschätzen ist.

Dass Computer, seitdem es sie gibt, besser und schneller rechnen können als wir, darüber sind wir früh und leicht hinweggekommen – fürs Rechnen sind die Rechner nun einmal da, und das Zählen und Kalkulieren erscheint, auch wenn es in beeindruckenden Dimensionen exerziert wird, letztlich als eine untergeordnete geistige Tätigkeit. Als die Computer auf einem Niveau Schachspielen gelernt hatten, dass kein Großmeister sie mehr schlagen konnte, war dies schon etwas weniger leicht zu verdauen, aber gut: Offenbar übertrumpfte hier die schiere Rechenleistung den Spielwitz, die Quantität der verarbeiteten Daten zwang also den Einzelspieler in die Knie. Die *Qualität* des Denkens, Sprechens, des Miteinander Kommunizierens, des Abwägens und Urteilens, des sachlich informierten und erst recht des schönen Schreibens: diese Qualität, so meinte man bis vor kurzem, blieb doch uns Menschen als Alleinstellungsmerkmal vorbehalten. Unsere Kreativität, unser Geist und Witz, unsere Besonnenheit, so dachten wir, macht uns und nur uns Menschen allein aus, dahin reicht keine Maschine mit ihrer geballten Rechenkraft. Und nun sehen wir mit einem Mal, wie auf einen Mausklick hin der Computer eben doch Texte von bestechender Qualität von sich gibt, feinsinnig auf unsere Einlassungen zu reagieren weiß, sich auf ausgewogene Argumentationen versteht und uns sogar hilfreichen Rat geben kann, den wir von einem Mitmenschen längst nicht immer auf diesem Niveau zu erwarten hätten. Sogar das literarische, das künstlerische Schreiben ist der Künstlichen Intelligenz nicht mehr fremd, mag auch den Gedichten im Stile Goethes oder den Kurzgeschichten im Tonfall Borcherts, die man da versuchsweise dem Chatbot abfordert, derzeit noch etwas Schablonenartiges, ja Abgeschmacktes an-

haften. Dass die KI noch nicht auf dem Niveau Shakespeares dichten, auf dem Monets malen und auf dem Beethovens komponieren kann: das stimmt wahrscheinlich, und stimmt vielleicht noch für längere Zeiten, aber es steht dennoch unter dem Zeichen des Noch-nicht. Und alle Erfahrung mit den Fortschritten Künstlicher Intelligenz hat bisher gezeigt, dass aus diesem Noch-nicht irgendwann, meist früher als später, ein Mittlerweile-doch wird.

Gerade an dieser Stelle scheint jedoch der Impuls stark zu sein, zu widersprechen und nachzuweisen, dass zumindest diese Bastion nicht genommen werden kann, sprich: dass es aus dem Wesen der Kunst und der Natur des Menschen heraus für eine Computersoftware a priori unmöglich ist, auf dem Niveau Beethovens, Monets oder Shakespeares Kunstwerke zu erschaffen. Dass dieser Impuls so stark ist, hängt wahrscheinlich mit der besagten Kränkung und Beschämung durch den technischen Fortschritt zusammen: Etwas muss doch bleiben, das uns Menschen auszeichnet vor unseren mechanischen Apparaten. Und wenn das nicht die Rechenleistung und auch nicht länger die Sprachbeherrschung ist, dann doch bitte wenigstens die schöne Kunst.

3. Über prometheische Scham (Günther Anders)

Die narzisstische Kränkung des Menschen, ja seine Beschämung durch die von ihm geschaffenen technischen Errungenschaften ist etwas, das der Philosoph Günther Anders vor bereits über achtzig Jahren gesehen und in seinem 1956 erschienenen Aufsatz *Über prometheische Scham* eindrücklich beschrieben hat. Ausgehend von Beobachtungen in seinem amerikanischen Exil der 1940er Jahre, schildert Anders die psychologische Merkwürdigkeit, dass Menschen sich angesichts der Präzision, der Funktionstüchtigkeit und der schieren Wirkungsmacht der menschengemachten Apparate gleichsam zu schämen scheinen oder, wie Anders behauptet: sich effektiv schämen. Statt also etwa stolz auf die eigenen Errungenschaften zu sein, schaue der Mensch betreten auf seine persönliche Unvollkommenheit, Fehlerhaftigkeit, mangelnde Belastbarkeit. Und das gelte erst recht von der Konfrontation mit den gerade erst aufkommenden Computern:

Was aber den Mann betrifft, der zum ersten Male mit einer arbeitenden computing machine konfrontiert ist, so liegt ihm Stolz oder Selbstherrlichkeit noch ferner. Der Zuschauer, der in den Ausruf ausbräche: „Donnerwetter, sind wir Kerls, daß wir das machen konnten!“ ist einfach ein erfundener Hanswurst. Vielmehr flüstert er kopfschüttelnd: „Mein Gott, was die kann!“ (nämlich die Maschine);

und fühlt sich dabei in seiner kreatürlichen Haut höchst ungemütlich; denn halb gruselt's ihn; und halb ist er beschämt.¹¹

Mir scheint die hier beschriebene Reaktion sehr genau auch die gemischten Gefühle zu kennzeichnen, die uns heute angesichts der klugen Wortgewandtheit von ChatGPT oder der opulenten bildnerischen Entwürfe der Software Midjourney beschleichen. Kein Triumphgefühl über die Errungenschaften humaner Ingenieurskunst will sich da einstellen (jedenfalls bei mir nicht), vielmehr geben Beklommenheit, Verlegenheit, ja Beschämung den Ton an: „Mein Gott, was *die* kann!“ Intuitiv vergleichen wir uns – individuell sowohl wie als Angehörige der Spezies Mensch – mit der Maschine und fühlen uns dabei schlecht gegen sie abschneiden – was zu intellektuellen Rückzugsgefechten führen kann mit dem Versuch, Reserverate zu finden, wo noch der Mensch allein kompetent ist, beispielsweise im Bereich authentischer, innovativer Kunst.

Günther Anders beschreibt eine andere Reaktion auf die Beschämung des Menschen durch die menschengemachten Apparate, und auf der kritischen Kennzeichnung dieser Reaktion liegt sein Hauptaugenmerk. Da sich der Mensch im technischen Zeitalter als antiquiert und rückständig erlebt – er ist zerstreut und daher fehlbar, in seiner Denk- und Urteilsfähigkeit stets von Emotionen beeinträchtigt, als jeweiliges Individuum ein inkommensurables Einzelstück (anders als die Serienprodukte der Warenwelt); er ist Krankheit, Alter und schließlich dem Tod ausgesetzt – gehe sein Bestreben dahin, sich den Apparaten und der Apparatelogik zumindest anzugleichen: also den eigenen Körper sportlich zu stählen, die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit auszudehnen, sich an der unbeirrbaren Funktionalität der Maschinen ein Beispiel zu nehmen und privat wie in der Arbeitswelt vor allem reibungslos ‚funktionieren‘ zu wollen.¹²

Dabei warnt Günther Anders nicht nur vor der Tendenz, sich die Apparate in ihrer unbeirrbaren Funktionalität zum Vorbild zu nehmen. Seine Sorge gilt auch einer von ihm beobachteten Neigung, sogar in ethischen Belangen die *computing machine*, den Rechner also mit seiner Überfülle an eingespeisten Daten, zu befragen, die eigene Urteilsfähigkeit hingegen nur mehr gering zu schätzen; eine Sorge, die, in den 1950er Jahren artikuliert, heute merkwürdig prophetisch anmutet. Tatsächlich war Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Computertechnik ja längst noch nicht so weit, dass man dem Rechner ernsthaft ethische Fragen zur Entscheidung vorgelegt

11 Anders, Günther: Über prometheische Scham. In: Ders.: *Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. München: Beck 1956, S. 21–95, hier S. 28.

12 Anders kannte noch nicht den Begriff des Burnout, der ja sehr plastisch die Kehrseite einer Haltung kennzeichnet, die den Menschen geradezu als eine mit fossilem Brennstoff betriebene Maschine betrachtet.

hätte oder überhaupt hätte vorlegen können. Heute sieht das anders aus. Soeben erst allgemein verfügbar, wird ChatGPT durchaus in Fragen der Kindererziehung, der gesunden Ernährung oder einer rassismussensiblen Sprechweise um Rat gebeten – oft, ohne zu bedenken, dass er als Großes Sprachmodell nichts anderes tut, als einen eingespeisten sprachlichen Diskurs abzubilden, ohne Zugriff auf eine empirisch wahrgenommene Welt zu haben – dass er also gewissermaßen nur sagt, was eben allgemein so gesagt wird. Welche Folgen für unsere Praxis des Urteilens, ja für unser Urteilsvermögen überhaupt eine omnipräsente, jederzeit zu befragende KI haben wird, ist überhaupt noch nicht abzusehen; erste Studien geben jedenfalls Hinweise darauf, dass Personen dazu neigen, sich von KI-generierten ethischen Urteilen in ihrem Denken und Handeln beeinflussen zu lassen, und zwar stärker, als ihnen bewusst ist.¹³

4. Alleinstellungsmerkmal Empfindungsfähigkeit

Übrigens spielt die mythologische Figur des Prometheus selbst in Anders' Überlegungen keine ausdrückliche Rolle – vielleicht, weil der Bezug zu dieser Figur tatsächlich ein wenig ungenauer oder vermittelter Art ist. Wer sich da schämt, ist nicht eigentlich der Titan Prometheus, der den Menschen das Feuer gebracht hat; auch sind es nicht die *Geschöpfe des Prometheus*, deren er sich schämt; es schämt sich vielmehr des Prometheus' Geschöpf, der Mensch also, welcher mithilfe der prometheischen Gabe des Feuers als *homo faber* wirken kann, auf dieses sein Homo-faber-Sein stets besonders stolz war, sich aber nun mit einem Mal vor seinen ihn übertrumpfenden Fabrikaten geniert.¹⁴

Dass es so etwas wie prometheische Scham im Sinne Günther Anders' gibt und dass sie derzeit, unter dem Eindruck der rasanten Fortschritte der KI, verstärkt um

13 Vgl. Krügel, Sebastian, Andreas Ostermaier u. Matthias Uhl: ChatGPT's inconsistent moral advice influences users' judgment. In: *Sci Rep* 13/1 (2023), S. 4569. <https://doi.org/10.1038/s41598-023-31341-0> (07.11.2025).

14 Einen anderen Akzent in der Bezugnahme auf den Prometheus-Mythos hat jüngst der Philosoph Peter Sloterdijk gesetzt. Er spricht von der *Reue des Prometheus* – Reue nämlich, dem Menschen das Feuer gebracht zu haben. Gemeint ist hier der zivilisatorische Sündenfall, im Zuge der Industrialisierung die in Jahrmillionen sedimentierten fossilen Brennstoffe der Erde zu entreißen und sie binnen kürzester Zeit zu verfeuern – mit den bekannten fatalen Auswirkungen auf das Weltklima. Sloterdijs Prometheus ist also einer, der seine entscheidende Mithilfe bei einer globalen Brandstiftung *bereut*; Anders' Prometheus hingegen *schämt sich*; er schämt sich aber nicht eigentlich seiner zivilisatorischen Großtaten (etwa, weil diese ins Monströse entartet wären), er schämt sich vielmehr *vor ihnen*, das heißt: er fühlt sich klein und unbedeutend angesichts dessen, was doch kein anderer als er selbst geschaffen hat. Vgl. Sloterdijk, Peter: *Die Reue des Prometheus. Von der Gabe des Feuers zur globalen Brandstiftung*. Berlin: Suhrkamp 2023.

sich greift, scheint mir jedenfalls auf der Hand zu liegen. Sofern es sie aber gibt, ist sie keineswegs harmlos; denn wie gesehen und von Anders gezeigt, finden sich zwei ebenso verbreitete wie problematische Wege, mit der Scham fertigzuwerden: Wir können in Wettbewerb mit den Apparaten treten und uns ihnen (was letztlich natürlich vergeblich bleiben muss) anzugleichen versuchen – oder vor der Überlegenheit der Maschine kapitulieren und uns, sogar in ethischen Fragen, ganz ihrer Führung überlassen. Welchen dritten Weg könnte es geben, wenn Maschinenstürmerei keine Option ist?

Wer sich anderen gegenüber seiner Wesensart schämt – und genau das ist ja bei der prometheischen Scham des Menschen gegenüber der Maschine der Fall –, tut vielleicht erst einmal gut daran, sich dieser Wesensart gründlicher bewusst zu werden und daraus, ohne dass es wieder auf einen Wettbewerb hinausliefe, möglicherweise ein neues Selbstwertgefühl zu gewinnen. Die Frage wäre dann im gegebenen Fall nicht: In welchem Bereich bin ich denn überhaupt noch besser als die Maschine, wo kann ich sie noch schlagen?, sondern: Wer bin *ich*, wie bin ich, und was ist das per se wert?

Die kognitive Psychologie, die auch für didaktische Modellierungen des Textverstehens eine bedeutende Rolle spielte, hat sich seit ihrer Etablierung in den 1960er und 70er Jahren erklärtermaßen an den Entwicklungen der (schon damals so genannten) Künstlichen Intelligenz orientiert. Menschliche Denkprozesse wurden also zunächst nach dem Muster der elektronischen Datenverarbeitung modelliert, neuronale und digitale Netzwerke wurden als einander grundsätzlich ähnlich betrachtet.¹⁵ Ganz in Descartes' Tradition galt das menschliche Gehirn als eine Schaltstelle und Steuerungszentrale, die eingehende Sinnesdaten verarbeitet und Befehle an den motorischen Apparat aussendet. Dieser Auffassung gemäß – und speziell dies ist ausgesprochen cartesianisch gedacht – hat der Kortex keinen unmittelbaren Zugriff auf die Außenwelt, sondern arbeitet ausschließlich auf der Basis zeichenhafter Repräsentationen.¹⁶ Eine solche Auffassung findet sich bildhaft in populären Erzählungen wieder wie etwa im Film *Matrix*, wo separierte Gehirne ohne Körper ihr Leben gleichsam träumen, aber für physisch greifbare Realität halten.

Mittlerweile ist eine solche körperlos-kognitivistische Auffassung vom menschlichen Geist gründlich herausgefordert, revidiert und zu einem guten Teil widerlegt

15 Vgl. z.B. Johnson-Laird, Philip Nicholas: *Der Computer im Kopf: Formen und Verfahren der Erkenntnis*. Übers. von Friedrich Griesse. München: dtv 1996 (= dtv 30499). S. 11: „Vielleicht verhält sich der Geist ganz ähnlich zum Gehirn wie das Programm zum Computer.“

16 Vgl. etwa Johnson-Laird, Philip Nicholas: *Mental Models. Toward a Cognitive Science of Language, Inference, and Consciousness*. Cambridge: Harvard University Press 1983, S. 402: “You may say that you perceive the world directly, but in fact what you experience depends on a model of the world”.

worden. Eine *Embodied Cognition* genannte Denkrichtung, die sich aus sehr verschiedenen Strömungen, beginnend mit dem amerikanischen Pragmatismus und der Leibphänomenologie, speist, hat in den letzten Jahrzehnten wiederholt die entscheidende Bedeutung des Körpers für die menschliche Kognition herausgestellt.¹⁷ Einen großen Anteil daran hatten neurophysiologische Befunde, namentlich die Entdeckung der sogenannten Spiegelneurone in den 1990er Jahren.¹⁸ Sehr verkürzt gesprochen, hat es damit das Folgende auf sich: Wenn ich die Handlung eines anderen beobachte und auffasse (z.B. wenn dieser andere nach einem Gegenstand greift), vollziehe ich jedes Mal diese Handlung im Geiste mit, tue also gedanklich selber einen solchen Griff, 'spiegle' insofern die Handlung des anderen, unter Beteiligung meines prämotorischen Kortex – einzig die tatsächliche Bewegung unterbleibt. Auffassen und verstehen ist so zugleich immer auch ein Tun, ein letztlich körperlich fundiertes Handeln. Ohne Selbertun und ohne Körper gibt es, so betrachtet, kein Denken und Verstehen, auch nicht von sprachlichen Repräsentationen. – In eine ähnliche Richtung wiesen schon, ganz unabhängig von der neuronalen Forschung, die Überlegungen von Linguisten wie Mark Johnson und George Lakoff.¹⁹ Johnson postulierte bereits in den 1980er Jahren, dass Denken, Reden und Verstehen sich immer von räumlich-körperlichen Erfahrungen ableiten und auf diese zurückverweisen. Noch in den abstraktesten Formulierungen fänden sich so, metaphorisch übertragen, Schemata von Innen und Außen, Oben und Unten, Weg und Ziel oder von Druck und Nachgeben wieder.²⁰

Anders als die menschliche Kognition ist der Computer körperlos. Natürlich benötigt er für seine Rechenprozesse ein physisches Substrat und übrigens nicht wenig Energie, aber seine physische Basis ist doch austauschbar und kontingent. Ob ich eine Datei auf der Festplatte, auf dem Stick oder in der Wolke gespeichert habe und von dorthin abrufe, ändert nichts an ihrer Beschaffenheit. Schon gar nicht lässt sich sagen, dass der Rechner die von ihm verarbeiteten Daten in irgendeiner Weise mit körpergebundenen Erfahrungen abgleiche oder in der Weise verstehe, dass er sie mit einer sinnlich wahrgenommenen, handelnd erfahrenen Welt zusammenbrächte. So betrachtet, ist der Rechner grundsätzlich nicht in der Lage, irgendetwas wahrzunehmen oder gar zu verstehen, und das gilt auch für die Software ChatGPT.

-
- 17 Vgl. in einer Zusammenschau etwa Fingerhut, Jörg, Rebekka Hufendiek u. Markus Wild (Hgg.): *Philosophie der Verkörperung: Grundlagentexte zu einer aktuellen Debatte*. Berlin: Suhrkamp 2017 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 2060).
 - 18 Vgl. zuerst di Pellegrino, Giuseppe u.a.: Understanding motor events: a neurophysiological study. In: *Experimental Brain Research* 91/1 (1992) <https://doi.org/10.1007/BF00230027> S. 176–180.
 - 19 Vgl. Lakoff, George u. Mark Johnson: *Metaphors we live by: with a new afterword*. 6. print, Chicago, Ill.: The University of Chicago press 1980.
 - 20 Vgl. Johnson, Mark Leonard: *The Body in the mind: the bodily basis of meaning, imagination and reason*. Chicago, Ill.: The University of Chicago press 1987.

Allerdings: Dass Künstliche Intelligenz zusätzlich mit einer Schnittstelle zu einer sensorisch aufgefassten Außenwelt arbeitet, ist nur der zwingende nächstfolgende Schritt in der technischen Entwicklung. Das selbstfahrende Auto z.B. verfügt offenbar über eine Art von Außenwahrnehmung. Wenn also die digitale Kognition nicht, wie die des Menschen, sich ursprünglich aus den körperlichen Erfahrungen speist, bedeutet das nicht, dass sich der Computer nicht gleichsam von der anderen Seite her und in einem späteren Schritt einer physischen Welt öffnen und mit ihr interagieren kann. Das von der *Embodied Cognition* postulierte Alleinstellungsmerkmal des Menschen, nämlich einen Körper zu haben, könnte also auf die Dauer als Trumpf nicht mehr stechen.

Was aber bedeutet das eigentlich, ‚einen Körper zu haben‘? Das sich selbst steuernde Auto, als physischer Gegenstand fraglos greifbar und präsent, verfügt zwar über Sensoren und Schnittstellen zur Außenwelt, sicherlich aber nicht über einen ‚Leib‘ in einem phänomenologischen Sinne. Von einem solchen kann nur dort die Rede sein, wo auch eine subjektive Körperempfindung ist. Empfindungsfähigkeit aber ist im Grunde die Sensibilität für Angenehmes und Unangenehmes, für Lust und Schmerz. Sie setzt immer eine – nicht unbedingt sprachlich repräsentierte – wertende, empfindende Ich-Instanz voraus, die, vielleicht nur dumpf, so etwas fühlt wie: ‚Tut mir wohl – Tut mir weh‘. ‚Einen Körper zu haben‘ bedeutet also vor allem, Empfindungen zu haben, positiver wie negativer Art, Lust und Schmerz zu fühlen.²¹ Über die Prämissen der *Embodied Cognition* hinausgehend, ließe sich demgemäß sagen: Menschliche (oder überhaupt: animalische, belebte) Kognition ist körperlich bedingt und an Körpererfahrungen gebunden; das bedeutungsgenerierende Moment ist dabei aber unsere affektive Empfindlichkeit, unsere Empfänglichkeit für Lust und Schmerz, für Freude und Leiden.

Es fehlt mir an Phantasie, mir vorzustellen, wie eine technische Entwicklung aussehen könnte, die digitale Apparate jemals mit einer solchen Empfänglichkeit für Lust und Leiden ausstatten könnte. Möglicherweise ist hier eine kategoriale Trennlinie zwischen Menschen – oder sagen wir allgemeiner: zwischen empfindungsfähigen Lebewesen – und menschengemachten Apparaten gefunden, und damit das gesuchte Alleinstellungsmerkmal. Fühlen können, leiden können, sich freuen können: dies immerhin haben wir unseren Apparaten voraus.

Das scheint zunächst einmal ein recht schmales Ergebnis zu sein und vielleicht sogar ein wenig trivial zu klingen. Was können wir, das die Maschine nicht kann? Fühlen – nun ja. Das hätte uns vielleicht sogar ChatGPT geantwortet, wenn wir gefragt hätten. Es lohnt sich aber, diesen immerhin jetzt theoretisch etwas präziser hergeleiteten Gedanken ein wenig weiter zu verfolgen. Was er in ethischer Hinsicht

21 Vgl. Odendahl, Johannes: *Literarisches Verstehen: Grundlagen und didaktische Perspektiven*. Berlin: Peter Lang 2018 (= Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik 39) <https://doi.org/10.3726/b14297> (07.11.2025), S. 83f.

bedeutet, kann ich hier nur sehr knapp skizzieren, bevor ich zur Frage nach seinen ästhetischen Implikationen komme. Das Alleinstellungsmerkmal des Menschen in seiner Empfindungsfähigkeit zu sehen – und nicht länger in seiner Befähigung zu geistigen oder sprachlichen Großtaten –, bedeutet zugleich, andere empfindungsfähige Wesen, Tiere also und vielleicht sogar Pflanzen, in den exklusiven Kreis der zum Gefühl Begabten mit aufzunehmen; was auf eine andere Ethik hinausliefe als die abendländische, vorzugsweise am Menschen orientierte, deren Ausbeutungslogik uns heute, in Zeiten der drohenden planetaren Klimakatastrophe, schwer zu schaffen macht. Den besonderen Vorzug des Menschen und der empfindungsbegabten Wesen in ihrer Fähigkeit zum Leiden zu sehen, ist auch deshalb von ethischem Belang, weil, wie schon oft bemerkt wurde, nur Mitleid empfinden kann, wer das Leiden kennt. Es bleibt ein Wagnis, ethische Streitfragen der Künstlichen Intelligenz zu überantworten, weil diese sie letztlich immer nur ausrechnen kann, und zwar kategorisch mitleidlos.

5. Zurück zur Kunst

Ich komme zurück zur Frage nach der Kunst, der Literatur und der *Buchkultur* in Zeiten Künstlicher Intelligenz. Wie oben ausgeführt, ist es nur allzu wahrscheinlich, dass die Künstliche Intelligenz schon bald bildnerische, musikalische und auch literarische Kunstwerke von ausgezeichnetem Niveau produzieren können, zumindest Epigonales, das von menschgemachten Vorbildern so schwer zu unterscheiden sein wird wie die professionelle Kopie eines Gemäldes vom Original. Was hingegen der Computer nicht kann und, wie es aussieht, niemals können wird, ist etwas ebenso Einfaches wie Entscheidendes: das Kunstwerk würdigen und genießen. Dies bleibt unser Privileg, und ist glücklicherweise dasjenige, worauf es bei der Kunst ja vor allem ankommt: sich an ihr freuen zu können. Ich verspüre wenig Eifersucht den Köchen gegenüber, solange ich es bin, der essen darf. Es gibt eine Satire des israelischen Schriftstellers Kishon aus den 1970ern, in welcher sich der Ich-Erzähler mit seinem fiktiven Freund Jossele über die Fortschritte der Technik unterhält. Gegen Schluss heißt es da:

„Ja, ja. Der Mensch wird allmählich überflüssig. Angeblich gibt es in Japan bereits einen Computer, mit dem man Schach spielen kann.“

„Dann würde ich mir gleich zwei kaufen“, sagte Jossele. „Die können miteinander spielen, und ich gehe ins Kino.“²²

22 Kishon, Ephraim: *Mein Freund Jossele und andere neue Satiren*. Übers. von Friedrich Torberg. München, Wien: Langen Müller 1977, S. 25.

Der Witz an dieser Wendung besteht nicht zuletzt darin, dass der Computer gar kein Interesse daran haben und keinen Sinn darin sehen kann, Schach zu spielen; eben weil er an nichts Interesse hat und nirgends ‚Sinn‘ sieht. Ebenso wenig besteht für die Künstliche Intelligenz unserer Tage irgendein Anlass, Kunst oder Literatur zu schaffen. Dies geschieht ausschließlich für uns und aufgrund unserer Bedürfnisse. So bleibt aber der Mensch als Rezipient im Bereich von Kunst und Literatur das Maß aller Dinge; was letztlich wiederum die weitere Produktion von Kunstwerken bestimmen wird. Denn sinn- und wirkungsvoll können diese nur sein, wenn sie unserer Auffassungsgabe angemessen sind. Als Ende des 19. Jahrhunderts mechanische Klaviere, Grammophone und Schallplattenspieler aufkamen, war es auf einmal auch möglich, Klaviermusik von bisher unerhörter Virtuosität erklingen zu lassen – einfach, indem man die Walze oder Schallplatte sich schneller drehen ließ. Das Ergebnis freilich war bestenfalls kurios, musikalisch-künstlerisch blieb das überschnelle Abplärren von Klaviermusik unfruchtbar. Zu erwarten ist, dass KI-generierte Kunstwerke mit dem Anspruch, menschliche Produktionsmöglichkeiten zu übersteigern, ähnlich überdreht und ungenießbar wirken werden. So betrachtet, ist es auch nicht sonderlich wahrscheinlich, dass der Mensch als Kunstschaffender ins Hintertreffen gerät – ganz abgesehen davon, dass er sich den Genuss, schöpferisch aktiv zu sein, nicht nehmen lassen wird.

6. „Zu leiden, weinen, / Genießen und zu freuen sich“: Perspektiven eines anderen Prometheus

Wie die Dinge liegen, gibt es für Prometheus also keinen Grund, sich zu schämen. Wenn die Leidens- und Empfindungsfähigkeit den Menschen (und mit ihm alle Lebewesen) von der apparatehaften Künstlichen Intelligenz kategorisch unterscheidet und ihr gegenüber auch auszeichnet, lässt sich wieder ein anderer Prometheus denken – ein selbstbewusster, lebensfreudiger, unbekümmerter, dem Genuss zugewandter Prometheus, wie ihn Goethe in der gleichnamigen Sturm-und-Drang-Hymne so ausdrucksstark hat zu Wort kommen lassen. In deren letzten Strophe heißt es in der frühen, handschriftlich überlieferten Fassung:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich,

Und dein nicht zu achten,
Wie ich.²³

Anders als Günther Anders greift Goethe hier weniger auf den Mythos des Feuerbringers zurück, sondern interessiert sich eher für den Titan als Schöpferfigur. Diesem Überlieferungsstrang gemäß ist Prometheus derjenige, der, dem alttestamentarischen Gott gleich, Menschen erschafft – und zwar, wie es bei Goethe heißt, nach seinem, des Schöpfers, Bilde. Dass Goethe damit zugleich dem Künstlergenie und damit nicht zuletzt sich selbst ein Denkmal setzt, ist Schulwissen und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden; interessant in unserem Kontext ist, wie sich Goethe-Prometheus den so erschaffenen Menschen idealiter vorstellt. Dieser Mensch ist nämlich kein *homo faber*, der sich durch seine technischen, gedanklichen, wissenschaftlichen oder auch durch seine künstlerischen Leistungen auszeichnet; der Menschentyp, den Goethe hier feiert, ist vielmehr genau derjenige, von dessen scheinbar bescheidenen Vorzügen soeben die Rede gewesen ist. Goethe alias Prometheus spricht von einem „Geschlecht, das“ ihm „gleich sei, / Zu leiden, weinen, / Genießen und zu freuen sich“. Damit wäre aber die Quintessenz der obigen Ausführungen über die *Embodied Cognition* und die entscheidende Rolle der Emotionen bündig und natürlich viel schöner benannt. Was kann der Mensch, das die abwesenden, gleichgültigen, fühllosen Götter²⁴ nicht können? Empfinden. Fühlen. Sich dem Schmerz und Leiden gegenüber öffnen (wohlgemerkt, als Leistung und Vermögen!). Freude und Enthusiasmus erleben. Und: mit allen Sinnen *genießen*; und zwar sicherlich nicht zuletzt Kunst, Musik und Literatur. Es könnte also sein, dass in Goethes Prometheus-Hymne ein Heil- und Gegenmittel gegen die uns bedrängende prometheische Scham zu finden ist, welches darin bestünde, nicht länger den ‚Göttern‘, will sagen: den Apparaten und Künstlichen Intelligenzen nachzueifern – sondern selbstbewusst dasjenige zu kultivieren, das uns als besondere Fähigkeiten mitgegeben ist: leiden, weinen, genießen, Freude empfinden.

7. Buchkultur 2.0? ChatGPT und die überholte Kompetenzorientierung

Der schulische Literaturunterricht könnte ein Ort sein, die prometheischen Kernkompetenzen des Leidens, Weinens, Genießens und Sich-Freuens zu pflegen. Aber

23 Goethe, Johann Wolfgang von: *Gedichte und Epen* I. Bd. 1. hrsg. von Erich Trunz. 14. durchges. Aufl., München: C.H. Beck 1989 (= Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, I), S. 46.

24 „Da ich ein Kind war, / Nicht wußt‘, wo aus, wo ein, / Kehrte mein verirrt Aug‘ / Zur Sonne, als wenn drüber wär‘ / Ein Ohr, zu hören meine Klage, / Ein Herz wie meins, / Sich des Bedrängten zu erbarmen.“ (ebd. S. 45).

vielleicht ist ‚Kompetenz‘ hier doch der falsche Begriff. Tatsächlich scheint die Kompetenzorientierung im Bildungswesen, wie wir sie seit über zwanzig Jahren kennen, eher der anderen prometheischen Logik des *homo faber* zu entsprechen und einem Menschenbild verpflichtet zu sein, demgemäß wir in erster Linie die an uns gestellten Probleme kompetent zu lösen haben. Und sicher ist es kein Zufall, dass sich die Kompetenzorientierung gerade um die Jahrtausendwende, nämlich zeitgleich mit der Etablierung des Internets, bildungspolitisch durchgesetzt hat. In dem Moment, wo ein riesiger digitaler Daten- und Wissensspeicher allen zur Verfügung stand, erschien es nicht mehr sinnvoll, in der Schulbildung primär auf die Vermittlung von Wissen zu setzen. Kompetenzorientierung bedeutete, den kompetenten *Umgang* mit Wissen zu organisieren; also Informationen recherchieren, zusammenführen und sich auf dieser Grundlage artikulieren zu können. Für den Literaturunterricht hieß das, weniger auf den Erwerb literaturbezogenen Wissens oder breiter Kanonkenntnisse zu setzen (dadurch wäre vielleicht eine hergebrachte Buchkultur gekennzeichnet), sondern vor allem mit literarischen Texten jedweder Art ‚umgehen‘ zu lernen: sie also zusammenfassen, analysieren und interpretieren zu können, vielleicht auch auf produktivem Wege Gedichte, Erzählungen und Dramenszenen nach einem gegebenen Muster nachzugestalten.

Nun stehen wir mit einem Mal vor der Situation, dass die Maschine genau das auch kann, und zwar besser als die meisten Schülerinnen und Studenten. ChatGPT versteht sich auf die Zusammenfassung literarischer Texte ebenso wie auf deren Interpretation und parodierende Nachgestaltung, und kein Verbot und keine Kontrolle wird Lernende davon abhalten, sich ebendiese Fertigkeit der Maschine zunutze zu machen. Die Künstliche Intelligenz hat, so betrachtet, die Kompetenzorientierung einfach überholt, und zwar im doppelten Sinne: sie übertrifft die von den Lernenden geforderten Kompetenzen mühelos und beherrscht sie besser als diese; ‚überholt‘ aber ist die Kompetenzorientierung damit zugleich als pädagogisches Prinzip, sie ist unversehens obsolet, abgetan, vorgestrig geworden. Denn wenn nun die Maschine schier alles ‚kann‘, auch in gedanklich-sprachlich-literarischer Hinsicht: worauf sollte sich dann noch die Forderung berufen, dies alles sollten unbedingt auch wir, oder doch unsere Schülerinnen und Schüler, ‚können‘, nämlich als Kompetenz verbindlich ausbilden? Literarisches Lernen im Sinne der Wissensakkumulation ist seit der Digitalisierung weitgehend obsolet, literarisches Lernen im Sinne der produktiven Aufbereitung von Wissen seit Neuestem wohl auch. Wäre es nun nicht an der Zeit, das Genießen von Literatur zu lernen?

Noch gibt sich allerdings das düpierte Kompetenzdenken nicht geschlagen, im Gegenteil. Kaum hat der Apparat an Kompetenz gewonnen, werden Kompetenzen auf einer höheren Ebene gefordert, den Apparat zu überschauen und zu bedienen. Im Zusammenhang der eingangs erwähnten Überlegungen zu einem Deutschunterricht als Medienunterricht, der sich nicht mehr einer Buchkultur verpflichtet weiß, klingt das so:

Die zentrale Kompetenz ist Teilnahme an gesellschaftlich relevanten Kommunikationsformen im aktuellen [d.i. digitalen, J.O.] Leitmedium. Aufgrund der schnellen und dynamischen Veränderung des Ökosystems digitaler Medien muss hier eine Offenheit bestehen, die im Buchkultur-Paradigma nicht gegeben ist.²⁵

Sobald es [das Buch als Leitmedium, J.O.] aber durch Digitalität überlagert oder ersetzt wird, müssen kompetente Menschen mehr (und Wichtigeres) können als lesen und schreiben. Sie müssen verstehen, wie Bedeutungen symmedial entstehen und produziert werden können, wie die technischen Bedingungen der Publikation die Wahrnehmung von Texten beeinflussen und verändern und wie wirk-same Kommunikation in einer digitalen Umgebung gestaltet wird [...].²⁶

Die große Herausforderung des Deutschunterrichts besteht unseres Erachtens darin, mit den [...] Veränderungen und Entwicklungen der Wissenskommunikation Schritt zu halten. Das heißt, dass die als Kompetenzen definierten Lernziele ebenso wie die darauf ausgerichteten Lerngegenstände, -medien und -methoden den sich dynamisch weiter entwickelnden medientechnischen und -kulturellen Rahmenbedingungen angepasst werden müssen.²⁷

Auffallend ist, wie eng der Kompetenzdiskurs hier mit einer als rasant gekennzeichneten technischen Entwicklung verknüpft wird und mit einer Rhetorik der Dringlichkeit, des *Müssens* und der *Herausforderung* einhergeht. Sicher ist die Ausbildung von Medienkompetenzen eine wichtige Sache, etwa zum Recherchieren und Bewerten von Informationen. Aber woher kommt die Atemlosigkeit des Tonfalls, das alarmistische ‚Wir müssen unbedingt‘, die Gehetztheit, als würde da jemand mit jemand anderem um die Wette laufen? Günther Anders und die *prometheische Scham* lassen grüßen: Der Wettlauf ist der zwischen Mensch und Maschine, die Schlagzahl und zugleich auch die Richtung gibt der Apparat vor, und wir müssen mit.

Aber müssen wir wirklich? Wenn Digitalität und Kompetenzorientierung miteinander verschwistert sind; wenn aber der digitale Apparat in Form der Künstlichen Intelligenz die Kompetenzorientierung längst eingeholt, ja überholt hat, sodass das kompetente Erledigen von Aufgaben sogar im sprachlichen Bereich zur obsoleten Pflichtübung geworden ist, die sich an die Maschine delegieren lässt: dann könnte das Andere einer Kultur der Digitalität, dann könnte eine neue *Buchkultur* im besten Sinne ihre Renaissance feiern. Eine solche ‚Buchkultur 2.0‘ zu leben, würde bedeuten, schöpferisch-prometheisch genießen zu lernen, statt schamhaft-promete-

25 Wampfler 2023 (Anm. 3), S. 58.

26 Ebd.

27 Böhm u. Gätje 2023 (Anm. 2), S. 15.

theisch und immer vergebens mit dem Apparat Schritt zu halten sich abzulagen. Was heißt das?

In dem Moment, wo die Kompetenzorientierung sich als überholt erweist, erscheint es geboten, gerade auch in der Schule – oder zumindest erst einmal im Deutsch- und Literaturunterricht – vom Wettbewerb Mensch gegen Maschine abzulassen und sich den aufgabenbearbeitenden Apparat nicht länger zum Vorbild zu nehmen. Soll doch in Zukunft ChatGPT all die Texte schreiben, bei denen ohnehin nie viel Freude war, nicht wenn sie verfasst und nicht wenn sie gelesen und korrigiert werden mussten. Soll die Künstliche Intelligenz künftig Texte einlesen und Texte verfertigen im Sinne einer bloßen Aufgabe, die uns nicht eigentlich etwas angeht. Wir, Schülerinnen und Schüler, Studierende und Lehrende, Expertinnen und Dilettanten, gewinnen so vielleicht endlich die Zeit und Muße dafür, literarische Texte auch an Schule und Universität zu unserem Vergnügen zu lesen, laut vielleicht sogar, weil uns ihr Klang gefällt und weil die Geschichten uns etwas zu sagen haben und weil es uns Genuss bereitet, ihnen auch analytisch auf die Schliche zu kommen. Und wenn wir schreiben, dann in Zukunft, weil wir wirklich etwas sagen wollen und Freude am Schreiben haben – nicht aber, weil es eine zu erledigende Aufgabe für das nächste Zeugnis, den Schulabschluss, die Modulprüfung oder das Schriftenverzeichnis im CV ist. Und sollten sich bei dieser lustvollen Betätigung, als Nebenprodukt gleichsam, nützliche Kompetenzen herausbilden (denn das wird kaum zu verhindern sein), dann nehmen wir das gerne mit; nur, dass sie nicht länger unter dem apparatehaften Imperativ des ‚Du musst‘ stehen. Das wäre meine Utopie für ein Schreiben, ein literarisches Lesen und eine *Buchkultur* nach der Kompetenzorientierung – mit dem bescheidenen und doch so ehrgeizigen, jedenfalls tief humanen Ziel, „zu leiden, weinen, genießen und zu freuen sich“.